

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 44 (1940-1941)

Heft: 3

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]

Autor: Federer, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am Himmelstor.

Zum Allerseelentag.

Ich träumte mich auf einem bangen Weg,
Auf einem hohen, schwindelschmalen Steg,
Der führte mich bis an das Himmelstor,
Da stand ich lange, ohne Mut, davor.

Und zitternd griff ich nach dem rostigen Ring,
Das Himmelsglöcklein an zu läuten fing,
Mein Herz erschrak vor seinem hellen Klang,
Ein armer Sünder auf dem letzten Gang.

Dann rasselte ein großes Schlüsselbund,
Ein Knarren, bis der Himmel offen stund,
Doch hascht' ich nur von seiner Herrlichkeit
Mit scheuem Blinzeln einen Streifen breit.

Ein Wiesengrün und einen Engelsfuß.
Sankt Peter barg mir jeden weitern Gruß
Mit breitem Rücken und erschreckte mich
Mit barscher Frage: „Freund, wer schickte dich?“

Mich schickte keiner. „Und was suchst du hier?“
Nach Erdennot ein ruhiges Quartier,
Ein Flügelpaar und himmlisches Gewand,
Ein Tröpfchen Tau aus Gottes hohler Hand.

„Hast du zu solchen Dingen auch ein Recht,
Warst du auf Erden ein getreuer Knecht?“
Ich war Poet. „Und kommst zu Fuß hier an?
Wo hast du deine Flügel hingetan?“

Ich schämte mich, weil sie so sehr beschmutzt
Und ihre schönsten Federn arg gestutzt,
Weil durch das Fliegen nach dem Flitterkranz
Des Menschenruhmes dunkel ward ihr Glanz.

„Und deinen Kranz?“ Ich hab ihn abgelegt,
Dafß man mit andern ihn zum Kehricht segt,
Und komm nun nackt und ohne Glorienschein.
Da sprach der Pförtner gütig: „Komm, tritt ein!“

Gustav Salle.

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by C. Grotz'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

(Fortsetzung.)

Szenen.

Wieder zog Verena den Armen aus, aber schon nicht mehr mit den gleichen heroischen Gedanken. Nein, hier mußte man sich zuerst gegen den eigenen Mann, nicht gegen seine Feinde wehren, mit ihm geradezu Krieg führen. Aber vorsichtig! o vorsichtig!

Im Laufe des Tages war man drei-, viermal

gekommen, um Paul in die Zeichnungsschule und zu den Schnitzlern zu holen. Ein Vater hatte das Porträt seines verstorbenen kleinen Mädchens bestimmt zu bekommen gehofft und war, nachdem er eine halbe Stunde an die Fenster getrommelt und siebenmal Verena angeschrien hatte: „Hält Euer Mann denn nie Wort?“ — brummig davongepoltert. Jawohl, Paul muß

auch ein wenig, wie wir andern alle, in die Nutz des gewöhnlichen notlichen Lebens beißen. Er wird dann bald finden, daß der Kern viel süßer ist, als wenn man in Faulheit wartet, bis die Schalen sich von selbst öffnen.

Aber am späten Morgen ergoß sich der Künstler in eine noch wildere Flut von Unmut und Verdruß. Er schwor, daß er so nicht leben könne. „Diese kleinen Menschen und diese kleinen Arbeiten! So ein Gemeinderat, der nicht weiß, was rund und was oval ist. So ein Komitee, das zuerst ans Geld und nicht zuerst an die Kunst denkt. Vor allem diese elende Schulmeisterei mit Reglement und Stundenplan. Nie hätte ich in dieses gottverlassene Dorf kommen sollen, nie!”

„Dann hätten wir uns ja auch nicht heiraten können“, erwiderte meine Mutter mit kindlichem Ärger.

„Und wäre das nicht besser?“

„O Pauli!“

„Ich plage dich, ich plage mich und habe einen kleinen Wurm um mich kriechen und werde auch ihn plagen. Gib mir keine solche mehr...“

„Aber Lieber“, bat Verena und wußte vor Scham nicht, sollte sie die Schürze über das Gesicht oder über den Leib schlagen.

„Das ist nichts für einen Künstler... das sind Ketten, Ketten, Ketten...“ Dabei fasste Paul seine Uhrkette, das war seine Mode, und riß sie auseinander; eine schöne goldene Uhrkette, die meine Mutter nachher mit unendlich feinen Fingerspitzen und einer womöglich noch feinern Geduld wieder an den geöffneten winzigen Ringlein ineinander fügte. Und so hat sie die Kette ihrer Heirat, die bald nicht mehr eine goldene, noch silberne, sondern eine schwere eiserne wurde, immer wieder zusammenzuknüpfen versucht.

Die ersten Male zuckte es mit der Empfindlichkeit von tausend verwöhnten Nerven über Gesicht und Hände Verenas vor solcher Roheit.

Aber sie bezwang sich und wandte nur schüchtern ein: „Ein wenig fügen kannst du dich doch auch. Alle großen Künstler haben sicher Schwieriges aushalten müssen und auch ihren Haushalt gehabt. Immer redest du vom großen Dante...“

„Bah, der hatte gut in der Welt herumlaufen. Wo hört man, daß er Frau und Kind bei sich behielt. An Liebschaften denkt er genug in seinen Werken, aber nicht an Ehen. Mir schwant oft, er sei seiner Familienstube noch behender als den Guelfen entlaufen...“

„Und Beethoven?“ suchte meine Frau ihn zu

erinnern, die beim Wort Guelfen an Schuldeintreiber um Martini oder ähnliches dachte.

„Der hat gar nicht geheiratet.“

„Und Michelangelo, den du jeden Tag zitierst, Pauli, dein Michelangelo?“

„Ist immer ledig geblieben, achtzig Jahre ledig, — wollte nichts von Weibern wissen.“

„Pauli, Pauli“, rief Verena ängstlich und flüchtete sich hilfesuchend von einem zum andern Namen, von denen ihr Paul schon in den Monaten der Liebe die Ohren vollgesungen hatte, aber die für sie eben nur Namen geblieben waren... „Und Dürer und Holbein, die du liebst?“

„Holbein, schau‘, der ließ seine Familie in Basel sitzen und hofierte währenddem beim König von England in Seide, Wein und Ehren. Damals durfte ein Künstler so etwas noch wagen, ohne daß man ihn gleich verschrie... Und Dürer, ja Dürer... dieser heillose Dürer...“

Solche Gespräche hat mir die Mutter selbst erzählt, und noch heute weiß ich nicht, was er mit Dürer sagen wollte, ob wirklich aus dem Halbdunkel, das dieses Leben umwölkt, etwas hervorblitzt, das einem untreuen Gespons, einem flüchtigen Ehemann, einem freien, wilden Unhold gleicht.

Meine Mutter wischte eine verstohlene Träne vom Auge, aber schluckte und würgte jeden Laut hinunter. Denn er sah sie nicht gerne weinen, ja, konnte es einfach nicht ertragen. Ganz geschlagen setzte sich Verena ans Fenster und nahm eine Näharbeit auf. Diese stille wortlose Trauer war dem Gatten noch peinlicher. Er lief zu ihr, kniete vor ihr ab, küßte ein Fingergeleuk nach dem andern und rief: „So bin ich einmal, so bin ich! Halt mich und lieb mich auch so!“ — Dann ging er nachdenklich im Zimmer herum, stand in der Mitte still, sah zur Diele empor und sagte, er wolle morgen nach Bern einem Freund und vielvermögenden Regierungsrat schreiben oder seinen Bruder, den gescheiten und herzlichen Pfarrer von Waldkirch beraten oder gar zum Bischof von St. Gallen gehen, den er gut kenne, zum mächtigen Bischof Johannes Carolus Greith.

Zwischenhinein gab es dann wieder regelrechte Wochen der Arbeit. Um so stürmischer waren dafür die folgenden Extravaganz, gerade als ob Paul seine kurzatmige Tugend so recht zuschanden machen wollte.

Langsam begann Verena an der Genialität ihres Mannes zu zweifeln. Fast lieber glaubte sie, er könne nicht, als er wolle nicht. Seine Ausgelassenheit, wenn sie einmal das Pathos und die

Kareessen Pauls überwunden hatte, mußte ihrem aufs Gerechte und Geordnete gestimmten Geist über kurz oder lang wider die Natur gehen. Sie entschuldigte nicht mehr so rasch, fing an einzureden, zu examinieren, zu tadeln, zu predigen, wenn ihr Gemahl so überspät und übervoll heimkam. Aber sie erreichte damit noch weniger als mit Dienst und Zärtlichkeit. Hätte sie ihn von seinem eigensten Boden aus, ich meine von der Kraft und Glorie der Kunst aus angreifen können, wer weiß, ob sie ihn nicht erschüttert hätte. Aber sie konnte nur vom moralischen und hausbackenen Standpunkt einer Frau und Mutter gegen ihn vorgehen, also mit Katechismus, Küchenrechnung, Schneider, Hauszins und ähnlichem, wo den guten Künstler schon beim bloßen Wort der Ekel schüttelte. Denn von Kunst begriff sie so arglos und hilflos wenig wie ein Haushuhn von den Abenteuern der Adler. Was angenehm oder fromm ins Aug' und Ohr fiel und dergestalt schön war, das empfand sie, alles andere ließ sie kalt.

Manchmal kam Paul sachte heim, man hörte keine Tür gehen, keinen Stiefel knarren. Dann machte er ein schuldbvolles Gesicht und bat Verena bescheiden um Verzeihung. Dieser Manier konnte das immer wieder gläubige Weib am wenigsten widerstehen. Leichter fiel es ihr, wenn er laut und mit einem Schwall von Entschuldigungen über sie hereinbrach, indem er dabei die wunderlichsten Lügen erfand. Oft, wenn sie ihn nur stumm betrachtete, fing er gleich an zu drohen, er gehe wieder, dann könne sie die Stunden und Tage zählen, bis er wiederkehre; er wolle daheim eine heitere Stube sehen, ein gutes Gesicht. — Ja, er, der den kleinsten Schmerz fürchtete und beim geringsten Unwohlsein vor dem Sterben zitterte, er stand wohl auch aufs Gesimse, trat vor die Scheiben hinaus und wollte drei Stock hoch sich in die Finsternis hinaustürzen. Wir Kinder erwachten dann vom Lärm, hoben uns halb aus den Betten, schauderten und wußten nicht, wem Schlimmes geschehe und ob wir zum Vater oder zur Mutter stehen sollten. In mir zog eine rätselhafte, fast grausame Neigung alles Sinnen und Sehnen dem Vater entgegen, obwohl ich vor Mitleid für die Mutter oft am ganzen Leib erbehte. Mir war dann, als sollte ich in zwei Stücke gerissen werden, und tagelang schmerzte es mich wie von einer großen Wunde.

Sehr gut erinnere ich mich, wie der Vater einmal — es war schon in der Obwaldnerzeit — der trunkene und gefühlsselige Vater heimkam und in

der Ahnung einer Predigt oder der stillen Vorwürfe, womit die hellbraunen zähen Augen Verebens ihn anklagen würden, einen halbzentralen, fetten, prachtvollen Spalentkäse, wie die Obwaldner ihn auf ihren Alpen glorreich aus ihren Kesseln schwingen, der Mutter mit funkeln den Auglein vor die Füße rollte. Wie Donner grollte es über den Riemenboden hin. Wir Kinder erwachten davon, lachten und fanden es hart von der Mutter, daß sie den Käse mit den kleinen Löchlein, den wir über alles gern aßen, fast mit Abscheu betrachtete und nicht aufhörte, ein wortloses, von zwei, drei magern Tränen blitzendes, klägerisches Gesicht zu zeigen. „Wenn du nicht sogleich gut bist, werfe ich ihn zum Fenster hinaus,“ drohte mein Vater. Es gab ein Hin und Her, ein Angreifen und Abwehren, Klagen und Trösten, und im Einschlafen nahm ich folgendes Stubenbild mit in den Traum: Die Magd hieb mit dem Küchenmesser einen schweren Schnitz aus dem Laib, brachte Brot und ein ganz spitzes Stiefelchen Kognak, und Vater und Mutter aßen Schnittchen für Schnittchen des gelben, zartgelocherten Käses, Paul rasch und in gewaltigem Hunger, Verena in widerstandsloser Ergebenheit, indem ihr der Gemahl scherzend und liebkosend eins ums andere zwischen die Lippen schob.

Brummend sah ich noch die Lina mit der Kerze durch mein Schlafzimmer gehen, nachdem sie die Türe zur Stube zugeschlagen hatte. „Kinder! Kinder!“ murkte sie mit zitterndem Schnäuzchen unter der Schnupfernase und schlürste in die Küche hinaus. Meinte sie mich und meine Schwestern oder wen?

An den Ohren nehmen.

Es kamen nun die Abende und langen Nächte, wo Verena in der Stube allein saß und wachte. Bevor Pauli heimgekommen war, hätte sie keinen Schlaf gefunden. Sie nähte an unsern Kleidchen oder strickte Strümpfe, öffnete bei jedem Geräusch das Fenster und harrete oft bis zum Morgengrauen aus. Bis zum Morgengrauen auch die alte Lina in der Küche. Verena wußte es, aber konnte sich lange nicht demütigen und mit der Magd gesellig verbünden. Glück und Unglück mit Pauli wollte sie eifersüchtig für sich allein behalten.

„Wir könnten wohl das Frühstück bereiten,“ kam Lina türklopfend zu sagen und bedachte dabei die junge Frau mit einem Blicke, der etwa kündete: Du gutes dummes Ding! Du kommst schon noch zu mir.

Eines Nachts trippelte eine Maus ganz verwegn durch die halbe Stube gegen den Garnflügel zu Füßen Verenas. Meine Mutter konnte die breitesten Kreuzspinnen in die Hand nehmen, aber vor den Mäusen und vor allem vor ihren langen kahlen, lilagrauen Schwänzen hatte sie einen tödlichen Schrecken. Außspringen und mit der Türe schier in die Küche auf die alte Magd fallen war eins.

Lina zeigte der Hausfrau nun, wie man diesen kleinen Dieben eine ganz einfache Falle mit drei Hölzern und einem Speckmöcklein am Drahte stellt; wie es übrigens recht weiche, hübsche, feine Tierchen seien, mit wunderbar zarten Ohrhäuten, einem fußwerten roten Mäulchen und seelenflugten Augen. Diese Nacht ging zweimal schneller als die frühere vorbei.

Das Dekorum des Gattinnenstolzes war überwunden. Von nun an, sobald es Mitternacht an der wackeligen Standuhr im Gange geschlagen hatte, flüchtete sich Verena zur Alten in die Küche hinaus.

„Ihr hättest nicht wieder heiraten sollen,“ strafte Lina die Herrin. „Ich sagt' es Euch doch: bleibt Witwe; dann habt Ihr es fast so schön wie ich! Aber Ihr habt den Unhold...“

„Redet nicht so!“

„Nun doch geheiratet. Geschehen ist geschehen, da hilft gar nichts mehr, als ihn kräftig am Ohr nehmen.“

„Aber Lina, seid Ihr bei Trost?“

„Sehr, sehr bei Trost, ganz mächtig getröstet, Frau Verena.“

„Ach, du...“

„Er hat kleine, dünne, zarte Ohren wie rotes Seidenpapier. Da ist man gemerkig¹. Haltet Ihr ihn einmal stramm am Ohr, dann werdet Ihr ihn auch bald wieder fest am Herzen haben. Er ist ein Kind, und Kinder nimmt man eben an den Ohren.“

„Aber Lina, ich meinen Mann am Ohr nehmen! Meinst du das wirklich buchstäblich?“ Sie duzte Lina, sobald das Gespräch sich tiefer spann.

„Buchstäblich oder nicht, zeigt ihm einfach Eure Kraft. Nehmt ihn in Eure Gewalt. Dann wird er wie ein Lämmchen, dieser Bock, dieser Unhold, dieser...“

„Lina“, protestierte Verena, „das Wort will ich nicht mehr hören. Und zum andern: Pauli ist zehnmal stärker als ich.“

„Hingegen Ihr seid stärker. Ihr liebt die Ord-

nung, er ist die Unordnung. Aber die Ordnung ist meiner Seele immer stärker als die Unordnung gewesen. Wenn die Ordnung die Unordnung am Ohr nimmt, muß diese folgen, muß, Frau Verena!“ Sie schlug bekräftigend ihr langes haariges Kinn in die Halsgrube hinein.

Mit stillen, leuchtend braunen Augen sog Verena sozusagen die Worte von den schlaffen Lippen der Magd.

„Und Ihr habt einen tüchtigen Willen, eine Engerie sozusagen...“

„Energie,“ lispelte Verena.

„Er aber...“ wegwerfend machte sie mit beiden immer fleißig strickenden Händen eine Geste dorthin, wo sie den Bock und Unhold hingeworfen hatte, „er ist die Schwäche selber, also die Engerie.“

Verena versuchte gar nicht mehr zu korrigieren.

„Muß die Schwäche am Ohr nehmen und diese folgt wie ein Hund.“

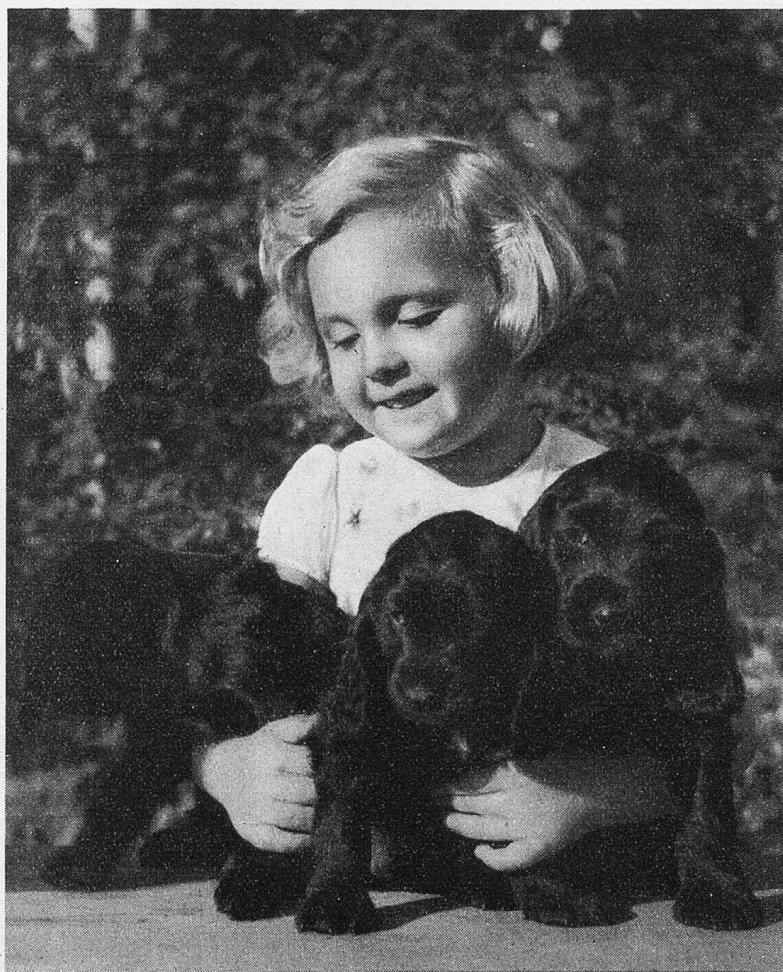
Eine Weile ward es stille. Beide Frauen rasteten gewaltig mit den Stricknadeln.

„Darf ich noch etwas sagen?“ begann Lina wieder und kramte sich einen Moment mit der freien Nadel im Haar. „Ihr habt ein Ziel. Ihr wollt Euch und Euern Mann und Eure Kinder in Glück und Ehr' sehen. Oder?“ fragte sie wie ein Richter. — „Nun, er hat kein Ziel, er ist ein Mensch ohne Weg und Steg. Ihr seht, er sieht nicht. Da muß doch, wer Augen hat, den, der keine hat, am Ohr nehmen und führen. Exakt dazu sind die Ohren da. Und am liebsten sagt' ich: Am Ohr ringeln und reißen, bis er Augen bekommt.“ —

Dieses Gespräch hat mir meine Stiefschwester Sabine mehrmals erzählt. Als ich dann meine Mutter ausfragte, mußte sie Wort um Wort zugeben. Sabine war ein zwanzigjähriges superfluges Jüngferchen und machte bei uns Ferien und tat, als ob sie auf dem Rosshaarstuhl eingeschlafen sei.

Bald nach diesem Gespräch, an einem andern späten Abend, saßen die beiden Frauen nach Mitternacht in der Küche. Lina hatte einen schwarzen Kaffee gebraut, und so war das Paar ein wenig munter geworden. Sie hatten gleichzeitig jedes einen schwarzen Wollstrumpf für Paul angefangen. Denn der Künstler brauchte viele Strümpfe. Lina war indessen schon einige Umläufe voraus, was meine Mutter mit weibischem Neid bemerkte und auf alle Weise einzuholen suchte, indem sie etwa sagte: „Öffnet doch ein bißchen den kleinen Fensterflügel!“ oder: „Steckt noch zwei ganz

¹ empfindlich.



Glückliche Jugend.

Phot. Ernst Willi, Biel.

dünne Bengel in den Herd, es wird kühler!" — und inzwischen mit Himmelsgewalt drauflosstrickte.

Die Magd merkte den Schlich, lächelte kühl und strickte sich in wenig Zeit wieder siegreich über ihre Herrin hinaus.

"Du sagtest lezthin", begann Verena, "etwas vom Am-Ohr-Nehmen. Ich hab's versucht. Es geht nicht."

"Freilich geht's."

"Nein, denn ich bin und bleib' eben doch ein Weib. Du bist halt ein halber Mann."

"Was heißt das?" fragte Lina schier spöttisch.

"Das Weib ist immer, immer schwächer als der Mann. Das ist so Gottes Wille."

"Da kommt Ihr mir schön," brauste die Alte auf und ließ einen Augenblick die Nadeln ruhen, was meiner Mutter einen kleinen Trost gewährte.

"Darf ich Euch erzählen, wie ich den Mann am Ohr gepackt habe."

"Erzähle", bat Verena, in der Hoffnung, das gehe auf Kosten von Linas Strumpf.

"Das war der Jaggi Stetter. Dem gefiel ich. Aber er mir weniger. Er war ein langer Kerl und hatte eine schöne braune Wetterfarbe. Aber mir kam er wie ein feuchtes Holzscheit vor, das so daliegt, wie dort eines — sie zeigte in den Küchenwinkel — und nicht recht brennen und heizen kann.

Aber Vater und Mutter wünschten, daß ich ihn heirate, weil ihm die Post den ersten Beiwagen über den Brünig gegeben hatte. Jaggi war ein stockgesunder Rutscher, und der erste Beiwagen, das ist eine Ehre und gibt viel Trinkgeld.

Als die Eltern mich lange plagten, schaute ich den Menschen nochmals an, und das einzige, was mir jetzt wacker gefiel, war die Nase."

"Seine Nase?" Verena mußte lachen.

"Er hatte so eine Nase: sie lief zuerst bolzgerad' hinaus, aber zuletzt machte sie einen Hacken wie unser Bartgeier¹."

"Und das gefiel dir?" Meine Mutter mußte sich die Augen wischen.

¹ Lämmergeier, den es damals noch in den allerletzten Exemplaren im Schweizergebirge gab.

„Jetzt lacht Ihr. Das ist recht. Aber ich dachte, wer eine solche Nase hat, der geht gradaus aufs Ziel los. Und wenn er's dann hat, hält er sich dran fest und läßt es nicht mehr los.“

„Aber wenn er dann dich so gepackt hätte?“ rief meine Müller und leuchtete auf und dachte: Wenn doch ihr Gemahl sie wieder einmal so in Gewalt nähme wie zur Brautzeit, daß kein Entrinnen möglich und einem so selig zumute war.

„Das wollt' ich“, antwortete Lina ihr völlig zu Willen. „Er sollte mich übermeistern. Auf das hab' ich gewartet und hab' an seine Nase geglaubt. Aber das war eben nur Nase und sonst nichts, und alles andre war Null.“

„Du bist ein komisches Geschöpf, Lina.“

„Hört fertig, liebe Frau! Wenn er nun mit seiner Kutsche vom Brünig herkam, stand ich jedesmal am ‚Bären‘ im schwarzen Rock und weißer Schürze und die Hände in den Hüften oder am Silberkettlein, wie das so Brauch ist als Serviertochter. Dann kam er herzu und schüttelte mir die Hand. Und da frag' ich: ‚Kommst du von Luzern?‘“

„Gestern sind wir abgefahren, bis Lungern.“

„Was war für Wetter in Lungern?“

„Oh, ich glaub' schön.“

„Und heut in Lungern, hat es Wolken gehabt?“

„Ich glaub' nicht.“

„Du, ich glaub', ich glaub' nicht, was ist das?“

„Was geht mich das Wetter an!“ brummte er. „Wenn nur bei dir gutes Wetter ist!“

Dann tranken wir ein Fläschchen Weltliner mitsammen, und da fiel es mir ein: heut hab' ich sein Ohrläppchen gefaßt, aber das nächstmal nehm' ich ihn ganz am Ohr.“

„Wie du hitzig strickst“, klagte Verena. „Du machst mich ganz zwirbelig. Wenigstens bei den Strümpfen meines Mannes sollte ich doch allen voraus sein.“

„Seid Ihr nur erst seinen Füßen voraus!“ beehrte die weise Magd; „seine Strümpfe sind dann von selbst dabei.“ — Sie lachte trocken.

„Aber warum sollte dein Jaggi so aufs Wetter achten?“

„Frau Verena, wie merkt Ihr doch noch wenig. Er war eben die ganze Zeit im Wirtshaus, wenn man nicht gerade fuhr. Auf dem Bock hat er dann so faul hingeduselt, wie viele Kutscher. Das war ganz anders, als ich von seiner Nase hoffte.“

„Und dann?“

„Das zweitemal kam er von Interlaken. Bei uns hatte es einen Wolkenbruch gegeben und

über Meiringen gehagelt. Aber er wußte noch weniger als das erstmal. Er sei nicht einmal naß geworden. — Schläßt du denn immer halb auf dem Bock, schaust nie herum? — Soll ich etwa nach den hübschen Mädchen gucken? — Lieber, als so sumpfen! — Ach, das ist halt immer die gleiche alte Straße. Auswendig weiß ich's, so daß ich gar nicht mehr daran denke. — Da ist dir auch unser Zusammensein bald eine auswendige Sache, daß du gar nicht mehr daran denfst und es lieber verschläfft. Mir scheint, wir passen schlecht...!“

Da ist er dann rot und bleich geworden und hat einen ganzen Liter für uns bestellt. Ich merkte schon, ich hatt' ihn fest am Ohr gepackt.“

„Du warst zu hart!“ fiel Verena ein. „Das Wetter, ach, was braucht er... so eine Nebensache...“

„Wisset, ob es gut oder schlecht ist, ob es dann Fremde gibt wie Fliegen oder keine, er hat sein Fixes. Da ist ihm gleich, ob es regnet oder hell macht. Ja, ihm wäre egal, ob es hagelt, überschwemmt, einschlägt, Glück oder Unglück gibt, wenn er nur trocken bleibt. Uns Schöne, was dabei ist, wenn er so in der Sonne über den Berg rollt, und wie das Schlechte eine große Sorge ist für die andern, die kein fixes Gehalt haben, an sowas denkt er kein einziges Mal. Er hat für nichts Freude und Sorge als für sich. Er schläßt immer. Nur wenn er von sich redet, ist er heillos wach.“

„Jetzt übertreibst du, Lina. Dich hat er doch ernsthaft wollen.“

„Mein Geld, liebe Frau. Ich hatte damals die Zwölftausend noch nicht, wisset,“ sagte Lina scharf, „meine heutigen Zwölftausend!“

Demütig neigte Verena vor diesen fünf Ziffern ihr kleines schwarzes Haupt. In diesem Augenblick war sie die Magd und jene die Herrin.

Zufrieden mit dem kleinen Triumph, ließ Lina nun die Strickerei einen Augenblick ruhen und streichelte die Hände meiner Mutter, die damals anfingen, rauh zu werden.

„Aber“, fuhr Lina fort, „ich hatte schon die achttausend Franken vom Vater und Bruder, ich war allein übrig von uns Kindern, mir fiel das Schnitzhaus mit dem Hoffstättli zu, und das alles hätte ihm gepaßt. Ein Rauz, wie der, schläßt sicher noch besser, wenn er unter dem Bettsack einen Haufen Fünfliber und über dem Kopf ein geschenktes Dach hat.“

Und als er nun das drittemal kam und ich wieder nach dem Wetter fragte, da sagte er

schnell: Es war heiß, Lina, entsetzlich heiß. Da lachte sein Kamerad, der Peter, und sagte: Ja, seht nur! — und zeigte auf den über und über mit Rot bespritzten Postwagen. — Ach ja, gegrenet hat's ganz schauderhaft und sogar gehagelt, warf der Jaggi schnell drein. — Und das faule Obst heruntergeschüttelt, sagte ich und nahm ihn vor allen Fuhrleuten am Ohr und drehte ihn hin und her. Dann ließ ich meine weiße Schürze flattern und lief davon. So, Frau Verena, muß man diese Holdri und Poldri am Ohr nehmen. Auch Euer Pauli ist nicht besser. Er denkt auch nicht an Sonne und Regen für die andern, wenn nur er warm oder kühl hat, der Un..."

„Lina!"

„Ich schweige schon. Aber so packt ihn doch einmal frisch und schüttelt ihn und seht dann, ob etwas Rechtes und Reifes dran ist. Beim Jaggi war's nicht."

„Lina, ich kann nicht, ich bin zu schwach... Sieh', auch mit dem Strumpf bist du mir wieder um vier, fünf Gänge voraus.

„Nein, Ihr könnt nicht, es ist wahr," stimmte Lina bei und seufzte zum erstenmal seit vielen Jahren. „Jetzt koch' ich eine Tasse heißen Kaffee, wir müssen noch lange warten, bis e... r... kommt." — Und mütterlich sorgte sie sich um meine Mutter.

So war Lina. Sie blieb noch einige Zeit bei Verena. Aber zuletzt hat sie doch noch den Unrechten am Ohr genommen.

Der Better Hans, dem sie das Häuschen billig vermietet hatte, kränkelte und war doch erst ein Jüngling. Eine halbblinde Großmutter hatte den Burschen heillos verwöhnt. Aber nun ward die Alte immer gebrechlicher. Lina mußte oft hingehen und ihre Zeit zwischen den Verwandten und uns teilen, bis sie zuletzt, nach dem Tode der Greisin, unser Haus ganz verließ. Und genau wie die Großmutter vernarrte sie sich in den blassen, zierlich gemodelten Schwäschling, päppelte ihn wie ein Bübchen auf und verschrieb ihm ihr Vermögen zum größten Teil. Er pickelte und schäufelte dann ein bißchen im Garten herum, nahm ein Knechtlein für die Hoffstatt, faulenzte viel, trank sich zuerst mit Bier, dann mit Schnäpsen durch die trägen Stunden, machte Schulden auf die saftige Erbschaft hin, die Lina trotz Gebrumme immer wieder bezahlte, und zehn Jahre, nachdem sie an einer heftigen Lungenentzündung gestorben, wurde das Schnizhaus öffentlich versteigert. Sie hatte ihm einen granitenen Grabstein aufgetragen; nun hat sie nicht einmal etwas Ordentliches aus Holz auf dem Friedhof. Meine Mutter erzählte, als sie zum erstenmal ans Grab der treuen Lina ging, sei ihr gewesen, als müßte sich die rote, fleischige Hand der Magd aus der Erde graben und Daumen und Zeigefinger wie eine Zange öffnen und suchen, etwas am Ohr zu nehmen.

Ja, das richtige Ohr zur richtigen Zeit zu packen und ein bißchen zu ringeln, muß wohl eine große, aber schwere Lebensweisheit sein.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

O herrlich alles, Gott, was du gespendet,
Wir sind ergriffen tief von dem, was du vollendet,
Nun bist du müd' von deinem heil'gen Tun,
nun ziemt es dir, zu rasten und zu ruh'n.
Doch wir: Mit rührigen Händen las' uns schaffen,
das Schönste, Beste, dankbar zu erraffen.
Wie blaut der Himmel über uns vor Segen,
wie geht die Sonne mild auf allen Wegen.

Wie reih'n noch einmal Blumen sich zum Kranze
und lockt der See mit hellem Silberglanze.
Wie träumt das Herz noch einmal sich zurück
zu Jugendseligkeit und reisem Glück.
So gehn wir trunken durch das weite Land,
bis daß des Winters mütterliche Hand
sorglich in frischgewärmt Stuben drängt...

Gertrud Bürgi.

Rund um den Wäggitalersee.

Von Ernst Eschmann.

Jahrhunderte und Jahrtausende verändern das Bild der Landschaft. Seen verschwinden, indem ein grüner Rasen sie zu überdecken beginnt oder das Geschiebe eines Flusses sie mählich füllt. Auch Naturkatastrophen können einem Tale ge-

fährlich werden. Ein Berg stürzt nieder und überdeckt Wiesen und Acker, Hütten und ganze Dörfer.

Unserm Zeitalter ist es vorbehalten, die Erde zu revolutionieren und neue Verhältnisse herbeizuführen. Der Mensch ist über ganze Gegenden